

DIE FACKEL

NR. 132

WIEN, ANFANG MÄRZ 1903

IV. JAHR

[Galgotzy und Parlament]

Eine österreichische Achttagessfrage: Ist der Feldzeugmeister Anton Galgotzy ein schlechter General oder ein »guter Toni«? Die Sozialdemokraten hatten im Abgeordnetenhaus Kübel voll Schimpfworten auf das Haupt des Korpskommandanten von Przemysl entleert. Da kam das 'Fremdenblatt' und drückte sanft, nicht etwa den Lorbeerkranz, sondern bloß ein Hausvaterkappchen darauf: Der »gute Toni« liebe seine Soldaten so sehr — schau oba, Vater Radetzky! —, und er gehe nie aus, ohne sie mit Trinkgeldern zu beschenken. Es schien demnach ein Mißverständnis der Soldaten zu sein, daß sie die Trinkgelder des Feldzeugmeisters Galgotzy für ein Zehrgeld zur Reise ins Jenseits halten und sich bei der nächsten Gelegenheit davonmachen. Und von der Logik des 'Fremdenblatt' durfte man erwarten, daß sie auch noch beweise, die Klagen über die Zustände im Przemysler Korps könnten unmöglich Hand und Fuß haben, da sich doch die Soldaten, die derlei Klagen erheben, vorher selbst zu verstümmeln pflegen. ...

Das Abgeordnetenhaus hat sich dann nochmals mit dem Feldzeugmeister Galgotzy beschäftigt, doch kam dabei nichts heraus, als daß er die Juden nicht für Menschen hält — wofür ihn Herr Schneider lobte — und daß er eine Jüdin geheiratet hat — was nach einem bekannten Antrag des Herrn Schneider als Verbrechen wider die Natur gestraft werden soll. Herr Daszynski versicherte, Galgotzy taugte nicht zum Korpskommandanten und er müsse zuerst Rußland besiegen, ehe man glauben könnte, daß er zum Feldherrn taugte. Aber am Schluß seiner Rede stellte der Abgeordnete Daszynski nicht etwa, wie die Zuhörer vermutet hatten, den Antrag, die Eröffnung des Kriegs mit Rußland sei für dringlich zu erklären, sondern meinte bloß, es habe sich gezeigt, daß man in Österreich schimpfen müsse, um etwas zu erreichen: nach den Galgotzy—Debatten in früheren Jahren habe nämlich der Landesverteidigungsminister zur Behebung der Übelstände im Przemysler Korps nichts getan, während er nach der Beschimpfung des Korpskommandanten diese Übelstände bekanntlich geleugnet hat.

Aber im 10. Armeekorps können Übelstände bestehen, und es kann beispielsweise die Zahl der Deserteure immerhin so groß sein, wie ein polnischer Abgeordneter behauptet hat, wenn auch die Zahl der wegen Desertion Verurteilten nur so klein ist, wie Graf Welsersheimb angab, weil sich nicht alle, die desertieren, erwischen lassen. Auch mögen Selbstmorde und Selbstverstümmelungen der Soldaten im Przemysler Korps nicht bloß deshalb zahlreicher sein als anderwärts, weil dieses Korps mehr Bataillone und größere Mannschaften hat als andere. Trotzdem kann der Feldzeugmeister Galgotzy an Selbstmorden und Selbstverstümmelungen unschuldig sein, und der beste Toni wird nicht verhindern, daß sie sich häufen, solange die Ursachen fortwirken, die die Leute im Przemysler Korps zu Verzweiflungstaten treiben. Eine Statistik des Selbstmords bei den Kulturvölkern zeigt, daß die Zahl der Selbstmör-

der abnimmt, wo, wie in England, das allgemeine Elend des Lebens geringer ist; daß sie aber am kleinsten ist, wo, wie in Rußland, Italien und Spanien, das allgemeine Elend das größte und zur Gewohnheit geworden ist: durch schicksalsergebenen Glauben hilft Gott im Norden, durch seine milde Sonne im Süden die Gewohnheit eines elenden Lebens ertragen. So tragen auch Galiziens Einwohner in stumpfsinniger Gewöhnung das Elend, in dem ihre Schlachta und Unkultur sie halten; unerträglich ist jedoch der Gedanke, die gewohnten Formen des Elends mit neuen unbekanntem vertauschen zu müssen, und die Furcht vor dem Militärdienst ist in aller Herren Ländern umso größer, je weiter die Bevölkerung zurückgeblieben ist. Der polnische Häusler und der polnische Jude stellen das Kontingent der Selbstmörder und Selbstverstümmeler im 10. Armeekorps. Aber die Zahl derer, die sich aus Überdruß am Militärleben verstümmeln, ist verschwindend klein im Vergleich mit der Zahl jener, die sich aus Furcht vor dem Militärleben, ehe sie es noch kennen gelernt, alljährlich verstümmeln, und wenn man bei jedem einzelnen der Selbstmorde, für die der Feldzeugmeister Galgotzy neulich, angeklagt ward, der Ursache nachginge, so würde man bei den meisten zu der Erkenntnis gelangen, zu der jüngst (5. März) sogar die 'Arbeiter—Zeitung' gebracht ward: daß ein Einjährig—Freiwilliger, der sich das Leben genommen und in einem Scheidebrief seinen Vorgesetzten angeklagt hatte, »wohl unter dem Einfluß *einiger geringfügiger dienstlicher Unannehmlichkeiten*, die auf normale Menschen kaum einen Eindruck machen, sein seelisches Gleichgewicht verloren« hatte und daß die »subjektive Glaubwürdigkeit« von Selbstmordmotiven nicht ihre objektive Berechtigung beweist. Die Wahrheit über die Zustände in Galizien ist, daß es dort *Menschenklassen* gibt, die psychisch nicht tauglich für den Militärdienst sind, wie ja auch ein unverhältnismäßig hoher Prozentsatz der Angehörigen dieser Klassen zum Militärdienst physisch untauglich ist. Kommt noch die erhöhte Strenge des Dienstes dazu, wie sie bei der Nähe der Grenze im Przemysler Korps, in dem die Truppen sich teilweise auch auf Kriegsstand befinden, herrschen muß, so nehmen die Selbstmorde und Selbstverstümmelungen überhand. Aber zeugt das Elend Galiziens gegen den Feldzeugmeister Galgotzy? Ja, es hat gegen ihn gezeugt. Denn die Schlachta, deren Einmütigkeit mit dem Abgeordneten Daszynski im Kampfe gegen Galgotzy die 'Arbeiter—Zeitung' so töricht gelobt hat, ist das Elend Galiziens.

†

* * *

Ein sozialpolitisches Organ

Ein Sozialpolitiker schreibt mir:

Kennen Sie, geehrter Herr, die Statuten der Kommanditgesellschaft auf Aktien 'Die Zeit', und wissen Sie, warum wir Sozialpolitiker, als die 'Zeit' gegründet ward, statutarische Bestimmungen gewünscht haben, durch die sich die Geldgeber des Blattes jeglichen Einflusses auf seine Haltung und Führung begaben? Das ist eine kläglich lächerliche Geschichte. Wir waren uns dazumal klar, daß der geringere Teil von zwei Millionen aus sozialpolitischen Kreisen, der weitaus größere von Finanzmännern aufgebracht werden würde, und wir wollten verhüten, daß ein Herr Salo Cohn, ein Herr Dr. Gallia die Art der Sozialpolitik bestimmen, mit der Leute ihres Schlages Geschäfte zu machen gedachten. Wie anders ist es gekommen! Jetzt wird der *Schein* einer Beeinflussung, die

statutengemäß gar nicht möglich wäre, so sorgsam vermieden, daß nach dem ersten Angriff der 'Fackel' auf die 'Zeit' der Sohn des Herrn Salo Cohn aus dem Aufsichtsrat austrat; aber der Geist des Herrn Salo Cohn waltet in den Büros der Herausgeber, deren Türen den sozialpolitischen Kommanditisten verschlossen sind, und der Tropfen sozialpolitischen Öls, den Herr Isidor Singer mitgebracht hat, ist spurlos unter allen Salben verschwunden, mit denen Herr Heinrich Kanner geschmiert ist. Mit Recht — wenn auch der eine widerrief — haben Sie neulich das Verfahren der Herausgeber der 'Zeit' gegen arme Angestellte gebrandmarkt. Aber die Sache ist noch weit ärger, als Sie's wußten und dachten. Von allem Anfang war es zweifellos, daß ein großer Teil der armen Teufel, die aus festen Stellungen herausgerissen und in die Redaktionsbüros der 'Zeit' verpflanzt wurden, wieder entlassen werden müsse. Und für diese sichere Annahme ist der unwiderlegliche Beweis in dem Kostenvoranschlag niedergelegt, den man uns Sozialpolitikern im letzten Frühjahr »streng vertraulich« zusandte und auf Grund dessen das Kapital zur Verfügung gestellt wurde. Da findet man systemisiert: 2 Redakteure, à K 20.000 (natürlich die Herren Singer und Kanner selbst), 2 Redakteure à K 10.000, 3 Redakteure à K 6.000, je einen Redakteur zu 5.000, 4.000 und 3.600 K, und je zwei Redakteure zu 3.000 und 2.400 K; insgesamt 14, ohne die Herausgeber 12 Redakteure. Weiters sind 100.000 K für »Feuilleton und Honorare an Externisten« eingestellt, wobei unter Feuilleton auch die im Morgen— und Abendblatte erscheinenden Romane und unter »Externisten« vor allem »hervorragende Persönlichkeiten« zu verstehen sind, die über alle wichtigen Ereignisse mit vollem Namen in dem sonst auf Tatsachenberichte sich beschränkenden Blatte schreiben sollten und deren »Meinung selbst als eine Tatsache« zu betrachten und außergewöhnlich hoch zu honorieren wäre. Von diesen und den sonstigen Aufstellungen des Kostenvoranschlags wird in den beigegebenen Erläuterungen ausdrücklich versichert, »daß *eine Erhöhung derselben ausgeschlossen* erscheint«. Als aber im vergangenen Sommer das Redaktionspersonal der 'Zeit' zusammengestellt wurde, engagierte man ohne alle Rücksicht auf das einzuhaltende Budget darauf los, Redakteure und Zeilenhonorarschreiber, weit über alle Möglichkeit, sie zu beschäftigen und zu entlohnen, hinaus. Und heute geschieht in der Zeitungsschmiere 'Die Zeit', was so oft in den Theaterschmierern Österreichs und Deutschlands geschehen ist: noch kürzlich haben wir in der Theater—Enquete gehört, wie der oder jener Direktor statt eines jugendlichen Liebhabers, den er braucht, ihrer drei engagiert und den Paragraphen, der ihm das Recht auf Kündigung innerhalb der ersten sechs Wochen der Saison einräumt, dazu benützt, sich der beiden Überzähligen zu entledigen und dem dritten, der dem Publikum am besten gefallen hat, den Kontrakt zu verschlechtern. So sieht auch die Sozialpolitik der 'Zeit' aus, und ihre Opfer, ob sie nun die Redaktion bereits verlassen haben oder noch in ihr sitzen, verdienen das tätige Mitleid, das Sie dem Einen durch die Einleitung einer Kollekte in der letzten Nummer, der 'Fackel' beweisen wollten. Aber sind nicht schließlich jene, an deren Entlassung die Herausgeber der 'Zeit' nicht denken und deren materielle Stellung, solange eben zwei

Millionen dauern, gesichert ist, noch übler daran als die anderen? Glauben Sie nicht, ich scherzte oder übertriebe! Von allen Versprechungen, die uns die Herren Singer oder Kanner streng vertraulich gegeben haben, ist nur die eine erfüllt worden: mit den Mitarbeitern der 'Zeit' »den größten geistigen *Nutzeffekt* zu erzielen«. Beschämt muß ich bekennen, daß ich seinerzeit den Sinn des Versprechens nicht voll erfaßt, daß ich die physikalischen Kenntnisse eines Arbeitsstatistikers unterschätzt und nicht begriffen habe, wie ernst er es mit dem der Physik entlehnten Bilde vom »Nutzeffekt« meinte: ja, alle geistige Anstrengung der Mitarbeiter der 'Zeit' wird in *mechanische* geistige Arbeitsleistung umgesetzt, und nichts verwandelt sich in Wärme, das heißt in Temperament und in Begeisterung für eine Sache. Wer sich tagtäglich durch die Spalten der 'Zeit' hindurchquält und in die entsetzliche geistige Öde, die uns aus ihnen entgegengähnt, hineinblickt, der kann die armen Menschen, die endlos und trostlos das alles zusammenschreiben, daß ihnen die Finger knacken, nicht verhöhnen, sondern muß sie aufs tiefste bedauern: Die von der 'Zeit' Entlassenen mögen, von der öffentlichen Mildtätigkeit unterstützt, wieder in gesundem Boden Wurzel fassen; die anderen müssen an der Nutzeffekthascherei der Herren Singer und Kanner geistig zugrunde gehen.

*

Und wenn schon die Sozialpolitiker wütend sind, sagt Herr Isi Singer: ein Tagesblatt wird nicht für die »Fabier« — es sind ihrer knapp dreihundert — sondern für das große Publikum gemacht. Das große Publikum schimpft freilich; aber mögen sie schimpfen, wenn sie nur kaufen! Und einige kaufen wirklich. Ihre Zahl wird zwar von Tag zu Tag kleiner, aber der Erfolg der 'Zeit' — so wird immer aufs neue unerschütterlich versichert — übertrifft denoch alle Erwartungen ... Gerngläubig hören die Kommanditisten, und froh, daß die gute Sache gute Zinsen tragen werde, solche Behauptung. Daß sie in redlicher Überzeugung aufgestellt ward, darf indes bezweifeln, wer die Herren Singer und Kanner für ein Paar gerissener Geschäftsmänner hält. Leicht können Erwartungen übertroffen werden, die man für den Anfang absichtlich zu niedrig gestellt hat. Aber dadurch wird es um nichts wahrscheinlicher, daß die 'Zeit' später halten werde, was ihre Herausgeber versprochen haben. Seine ganze Rechnung, erklärte Herr Isi Singer in den Erläuterungen zum Kostenvoranschlag, »*stehe und falle mit der Annahme*, daß das neu zu gründende Blatt im ersten Jahre einen Absatz von 8000, im zweiten Jahre von 15.000, im dritten Jahre von 25.000 und später eine kontinuierlich wachsende Auflage bis zu 50.000 und mehr haben werde«. Und weil der Absatz der 'Zeit' — angeblich — sogleich über 8000 stieg, frohlockt er und posaunt einen Erfolg aus. Selbst ein im Zeitungswesen gänzlich Unerfahrener müßte sich jedoch sagen, daß eine Berechnung, nach der sich der Absatz, den ein Tagesblatt im ersten Jahre erzielt, im zweiten verdoppeln, im dritten verdreifachen und im vierten vervierfachen soll, entweder lächerlich willkürlich oder ein plumper Schwindel ist. Ebenso gut hätte sich Herr Szeps im Gründungsjahr des 'Wiener Tagblatt' eines Bombenerfolgs rühmen können, und das 'Wiener Tagblatt' müßte heute nicht ein Drittel, sondern das Dreifache seines ursprünglichen Absatzes haben.

*

Wenn Herr Isi Singer den durch seine Redaktionshumoristen in Trübsinn gejagten Lesern einmal eine heitere Stunde bereiten will, so braucht er

nur das »Allgemeine Exposé« in der 'Zeit' abzdrukken, das er im letzten Frühjahr den Herren, die er als Geldgeber für sein Blatt gewinnen wollte, zugesendet hat. Lachend müßten die Leser — von seinen stilistischen Leistungen ganz abgesehen — Herrn Singers Größe in kleinen Kniffen bewundern, lachend würden sie erfahren, wie sich Isidor ein »Weltblatt« vorstellt. »Alles, vom Kopf angefangen, müßte neu und *originell* sein«, — der »Kopf« ist natürlich nicht jener des Herausgebers, sondern bloß die Titelzeichnung. Alle Mißbräuche sollen bekämpft werden; aber »das schließt nicht aus, daß man mit kleinen, harmlosen und verzeihlichen Schwächen des Publikums und Einzelner nachsichtig sein, diese, insbesondere die Eitelkeit, sogar ausnützen dürfte, natürlich nicht, indem man sich bezahlen läßt, sondern indem man dem Blatte dadurch Freunde schafft«. Ein gewaltiger Reformator! Da geht er hin, eine »Kulturmission« zu erfüllen, und beruhigt die Leutchen vor allem darüber, daß sie auch fernerhin »u. A.« genannt werden sollen. Aber an umstürzenden Taten soll es nicht fehlen. Der Inseratenteil wird gründlich verändert; statt »marktschreierischer Inserate« werden »geschickt *dirigierte* Beschreibungen und Empfehlungen« geboten werden, »dort aber, wo bei der bisherigen Form des Inserats geblieben werden müßte, soll durch eingestreute Witze, Karikaturen und Scherzfragen, auf deren *Auffindung* eventuell eine Prämie zu setzen wäre, der Leser zum eingehenden Studium des Inseratenteils angeregt werden«. Der Paprika—Schlesinger hat sich mit diesen Gedanken über Preßreform längst getragen, und von ihm hat Herr Isi Singer auch die Überzeugung entlehnt, daß die »innere Güte« einer Ware nicht genügt, um ihr Verbreitung zu schaffen, sondern daß man vor allem »richtig inszenieren muß«. Es bedarf gewisser »Institutionen, die auch äußerlich das Interesse weiter Kreise fortwährend in Anspruch nehmen«: »Hierzu gehören der öffentliche, zugängliche Depeschensaal, die Möglichkeit, von der Straße aus in das Getriebe der Druckerei zu sehen, die Verwendung auffallender Automobile und für den Dienst für Redaktion und Administration auffallend uniformierter Galopins, das rasche Erscheinen eigener Reporter am Schauplatz interessanter Ereignisse., *welche erstere* gewissermaßen zu ständigen Figuren werden müssen.« Geht nicht aus dieser Ausführung für jeden Psychiater mit voller Klarheit hervor, daß Herr Singer den Großstadtkoller hat? Werden seine Ideen verwirklicht — und sie sollen verwirklicht werden, und man verspricht uns deshalb, daß die 'Zeit' »mit jedem Tag besser« werden wird —, dann ist das österreichische Preßwesen endlich auf der Höhe. Das Publikum braucht nicht mehr auf das Erscheinen des Blattes zu warten, damit es sich überzeuge, daß die Redakteure einen hemdärmeligen Stil schreiben, sondern es schaut von der Straße aus zu, wie das Blatt gemacht wird, und sieht mit eigenen Augen die Redakteure die Röcke ausziehen. Alles Gerede von Korruption wird aufhören, wenn jedermann beobachten kann, daß bei der 'Zeit' bloß die Maschinen »geschmiert« werden; die Unglücksfälle auf der Straße werden nicht mehr Zufälle sein — denn niemand wird sich das Bein brechen wollen, wenn die 'Reporter der 'Zeit' zu weit sind, um rasch, auf dem Schauplatz des Ereignisses zu erscheinen —, und wenn der Lesestoff ausgeht, brauchen die Automobile der 'Zeit' bloß ein Dutzend Passanten niederzufahren, um ihn zu bereichern. So kühn und tief waren die Pläne, die Herr Isi Singer ersann, um der 'Neuen Freien Presse' den Garaus zu machen. Und zum Schlusse verheißt er noch: »Alle *Mittelchen und Schliche* — und es gibt deren sehr viele —, die das österreichische Preßgesetz zur Umgehung des Kolportageverbotes bietet, müssen für den Vertrieb angewendet werden.« Mit einem Wort: Fiebertraum eines Einwohners von Kolomea in der Nacht vor seiner Übersiedlung nach Wien!

In dem » Allgemeinen Exposé« heißt es wörtlich: »Unsere Journalistik geht von einem *falschen Prinzip* aus. Sie sucht in erster Linie ihre Kosten durch die Inserate und die sonstigen bezahlten Beiträge zu decken, und betrachtet die Einnahme aus den Abonnements als den Gewinn.« Welches aber ist Herrn Singer's Prinzip? Natürlich — auf den unlautern Nebengewinn überhaupt verzichten? Man höre. »*Das rationelle Prinzip, das sich auch bei meiner Wochenschrift bewährte, ist gerade das umgekehrte.* Man muß, um auf die Dauer zu prosperieren, sich *in erster Linie* bemühen, die Verbreitung des Blattes so groß als möglich zu gestalten, und im Absatz nicht nur die Deckung der Kosten, sondern auch den Gewinn suchen, während die Inserate und sonstigen, *statthaften, bezahlten Einsendungen gewissermaßen nur die Superdividende abgeben müssen*«. Die anderen Herausgeber sagten also: Erst das Vergnügen, dann das Geschäft. Herr Singer sagt: Erst das Geschäft, dann das Vergnügen. Das ist in der Tat rationeller. Und die »Superdividende«, der Gewinn aus den Inseraten und den »statthaften« bezahlten Einsendungen kann nur wachsen, wenn man ordentlich auf die Verbreitung des Blattes sieht. Die anderen Blätter haben sinnlos erpreßt, Einschaltungen von Banken und Bahnen ohne Rücksicht auf das Maß ihrer Publizität sich bezahlen lassen; die 'Zeit' wird behutsam die Preise der Korruption in die Höhe treiben. Die anderen lieben die Korruption, die 'Zeit' — das Umgekehrte, nicht das Entgegengesetzte. Und Herr Singer sagt in seinem »Exposé«: »Die Zeit, in Wien ein groß angelegtes Blatt unter *Zugrundelegung dieses Prinzips* zu gründen, scheint jetzt gekommen zu sein«. Und so ist denn die 'Zeit' gekommen. Ja, in Österreich hat man danach gelehzt, endlich ein Blatt zu haben, welches die Jahrespauschalien der Banken und Bahnen nicht als Existenzbedingung, sondern als »Superdividende« betrachtet. Ob solchen Ausmaßes der publizistischen Unabhängigkeit und Integrität wollen uns schier die Augen übergehen! Herr Singer hat den richtigen Moment beim Zipfel erwischt, um uns das heiß ersehnte Novum zu offenbaren. »Der Widerwille gegen fast alle bestehenden Wiener Blätter wächst mit jedem Tage, und die *Möglichkeit, ihre Preise zu unterbieten*, ist durch die Aufhebung des Zeitungsstempels gegeben.« Ein Pathetiker des unlautern Wettbewerbs! Man höre nur: »— — Aber auch die *Redaktion* selbst muß das ihrige dazu beitragen«. Wie das? »*Eine starke Berücksichtigung aller in— und ausländischen Blätter* und der gesamten Revuenliteratur ist notwendig, *einerseits um alles Interessante zu bringen*, andererseits um etwa durch eine Rubrik 'Zeitungsstimmen' *dem Leser des Blattes andere Zeitungen soviel als möglich überflüssig erscheinen zu lassen*«. Solche Ideen hat bisher in Wien bloß ein gewisser Lippowitz zu verwirklichen gewagt. ... Aber den Inserenten wird Herr Singer nicht nachlaufen. Die müssen zu ihm kommen. »Die heute übliche Inserateniagd ist viel zu allgemein, um noch nennenswerte Erfolge bringen zu können, während die Inserenten in ihrem eigenen Interesse zu einem *weitverbreiteten, angesehenen und mächtigen Blatt* von selbst kommen, *wie ich bei der 'Zeit'* (der Wochenschrift) *es erfahren habe*«. Herr Singer hat sich mit dieser Angabe gewiß keiner Irreführung der Geldgeber, die er gewinnen wollte, schuldig gemacht. Denn es ist ihm sicherlich zu glauben, daß er *bei der 'Zeit'* es erfahren hat, daß die Inserenten zu einem weitverbreiteten, angesehenen und mächtigen Blatte von selbst kommen: der Administrator kann es ihm ja in einer müßigen Stunde verraten haben. Aber *an der 'Zeit'* hat er's gewiß nicht erfahren, und sicherlich wagt er auch nicht die allzu dreiste Behauptung, daß eine ewig passive kleine Wochenschrift mit ein paar hundert Lesern ein angesehenes und mächtiges Blatt sei, das die Inserenten anlocke, und der Todfeind der 'Neuen Freien Presse' müs-

te ihr konzedieren, daß sie immerhin ein wirksames Insertionsorgan ist, als die von den Herren Singer und Kanner herausgegebene Wochenrevue. Aber Herr Singer wird zaubern. Nur dürfen die Kommanditisten nicht auf seine Finger sehen. Hat jemand von den Herren zufällig zwei Millionen bei sich? fragt er im Kreise. Unter zwei Millionen tut er's nicht. »Um lebensfähig zu sein, muß heute ein Unternehmen schon groß geboren werden. Der Zeit entsprechend, muß es imponieren, die Konkurrenz überflügeln können, soll es gedeihen!« Ist das die Sprache eines Universitätsprofessors? Aber derlei Atavismen dürften Herrn Salo Cohn nicht verstimmt haben. Und überdies ist man ja schon auf der nächsten Seite des Exposés »seiner Kulturmission eingedenk«. Die 'Zeit' ist einfach eine vaterländische Notwendigkeit. »Der Konservatismus des Lesers österreichischer, insbesondere Wiener Zeitungen«, erklärt Herr Singer, »ist endlich durch die Erkenntnis von der zu schlechten Mache, durch die gegenseitige Anfeindung der bestehenden Blätter, durch ihren destruktiven Kampf gegeneinander, das konsequente, wechselseitige Totschweigen, sowie durch gewisse fortdauernde Angriffe beträchtlich ins Wanken gekommen.« ... Nein, mein lieber Singer, dafür, daß uns endlich eine von Humor, Temperament und Geschmack verlassene Mißgeburt annehme, habe ich den Konservatismus des österreichischen Lesers nicht ins Wanken gebracht, das Ansehen der 'Neuen Freien Presse' nicht erschüttert! Das habe ich mir nämlich ganz anders vorgestellt. Und ich möchte toll werden bei dem Gedanken, daß dort, wo ich prunkvolle Freudenhäuser demolieren half, dürftige Ziegelschupfer eine Zinskaserne der talentlosen Ehrbarkeit aufführen!

*

Am 25. Februar ward mir das in Nr. 131 abgedruckte Schreiben eines entlassenen Angestellten der 'Zeit' übermittelt, in welchem er sich »ein Opfer der Sozialpolitik« der Herren Singer und Kanner nannte und jammernd mich bat, ihn vor Hunger und drohender Obdachlosigkeit zu retten. Ich hatte, da vorher dreimal schon die nämliche Klage an mein Ohr gedrungen war, keinen Grund, dem Briefschreiber zu mißtrauen, und erklärte mich, da zu persönlicher Hilfeleistung in jedem einzelnen Fall, in dem sich ein durch die von mir bekämpften Schädlinge Geschädigter an mich wendet, meine Privatmittel nicht reichen, in einem Antwortbrief bereit, für den Ärmsten eine Kollekte zu veranstalten und an seinem typischen Schicksal das Vorgehen der als Sozialpolitiker verkleideten Unternehmer zu erläutern. Der Mann antwortete unter heißen Dankversicherungen, daß er »nicht so dumm sei«, mein Anerbieten abzulehnen; nur bitte er seinen Namen nicht zu nennen. Ich leitete die Kollekte mit einem kleinen Betrage ein, und der in Nr. 131 veröffentlichte Aufruf ¹ bewirkte, daß in fünf Tagen 150 Kronen dem wohltätigen Zweck zuflossen, die sich nach Abdruck des ersten Ausweises sicherlich in das Fünffache verwandelt hätten. Aber mit dem ersten Ausweis erhalten die Spender, denen ich besten Dank für ihre gute Absicht sage, meine Versicherung, daß ich es bereue, ihre Mildtätigkeit und meine Zeit zwecklos verbraucht zu haben: Der entlassene Externist der 'Zeit' hat *auf das Ergebnis der Kollekte* ausdrücklich *verzichtet* ... Ich wurde einmal zu einer hohen Geldbuße verurteilt, weil der Mann, dem ich, ohne ihn zu kennen, zu seinem Recht verhelfen wollte, bei der Gerichtsverhandlung nur den einen Satz hervorbrachte: »Ich kann mich nicht erinnern«. Wir haben damals beide gelitten: ich wurde verurteilt, und er wurde bei der Urteilsverkündung ohnmächtig ... »Dem Manne kann *nicht* geholfen werden!« — so muß dereinst mein Schlußwort lauten, wenn ich resignierend meine böhmischen Wälder verlasse und es aufgabe, Räubern Moral und

Beraubten Empörung beizubringen. Auch dem »Opfer der Sozialpolitik« kann nicht geholfen werden. Es will geopfert sein. Noch am 5. März bekam ich ein Schreiben, das mit den Worten begann: »Nehmen Sie den herzlichsten Dank eines armen Teufels, hochgeehrter Herr, da Sie sich für ihn in solch warmer Weise verwenden, wie Sie es in Ihrer heutigen Ausgabe tun!« Aber schon am 10. März soeben war die dritte Geldsendung in die Hände des Bittstellers gelangt — war in der 'Zeit' ein Brief abgedruckt, in welchem er *Herrn Isidor Singer um Verzeihung bittet*. Alles widerruft er. Er ist nicht etwa einer, der »sich nicht erinnern kann«. Im Gegenteil! Er weiß ganz genau, daß Herr Singer wie ein Wohltäter an ihm gehandelt hat. Er bedauere den an die 'Fackel' gesandten Brief aufrichtig. Er habe auch gleichzeitig an Herrn Kraus ein Schreiben gerichtet, in welchem er ihn ersuche, die Sache »der Wahrheit gemäß richtigzustellen«. Zerknirscht bittet er Herrn Singer um Verzeihung. Herr Singer verzeiht dem armen Sünder den »Jugend und tätige Reue in einem milderem Licht« erscheinen lassen, und wälzt alle Schuld auf den »übereifrigen Protektor, der seine Angriffe auf ein öffentliches Unternehmen *aus solcher Quelle* schöpft und *ohne Einholung stichhaltiger Beweise* sich den frechen Jux einer 'Subskription' erlaubt« ... Soll ich mich gegen dies Übermaß von Albernheit zur Wehr setzen? Versichern, daß die Jammerbriefe des Entlassenen, die Berichte seiner Leidensgenossen als ein genug stichhaltiger Beweis angesehen werden konnten und daß eine telephonische Erkundigung bei dem zweiten Beteiligten, Herrn Singer selbst, nicht gut möglich war? Was resultiert aus der »Enthüllung«? Ich habe mich für einen armen Teufel, den — zugegeben — die Not lügen lehrte und der Zwang die Wahrheit sprechen, vergebens bemüht. Oder die Lehre: man lasse sich mit Leuten, die einmal bei der 'Zeit' waren, überhaupt nicht ein. Haben sie sich früher als Motorführer, liebedurstige Inserenten, Hausierer und Sozialpolitiker verkleidet, so verkleiden sie sich, wenn sie entlassen sind, als Bittsteller. Nun, ich will keinen schäbigen »Trick« wittern, wie ihn die 'Zeit' mit dem in die 'Neue Freie Presse' gesetzten Kuppelinsurat verübt hat. Es gibt eine andere Erklärung des seltsamen Widerrufs. Ich kannte den Mann nicht, habe, wiewohl er mir persönlich seinen Dank abstaten wollte, bloß schriftlich meinen Verlag mit ihm verkehren lassen, und er kann bezeugen, daß wir uns wie vorher nicht, so auch nicht zwischen Nr. 131 der 'Fackel' und Nr. 160 der 'Zeit', zwischen 4. und 10. März, gesehen haben. Dagegen konstatiere ich, daß Herr Isidor Singer mit ihm *zwischen Nr. 131 der 'Fackel' und Nr. 160 der 'Zeit' gesprochen* hat. Der Grazer Korrespondent der 'Zeit', der den Mann ehemals an Herrn Singer empfohlen hatte, weilte in Wien und ließ den unbotmäßigen Protegé auffordern, ihn am Nachmittage des Sonntag, 8. März, zwischen zwei und vier Uhr in seinem Absteigequartier zu besuchen. Der Protektor war eben daran, ihm ob seines Verhaltens Vorwürfe zu machen. Da trat — zufällig — Herr Singer ins Zimmer, verstärkte die Vorwürfe und bestellte den völlig eingeschüchterten Zwanzigjährigen behufs Abfassung einer Reue—Erklärung für den Nachmittag des nächsten Tages in die Kanzlei des Herrn Dr. Harpner, Rechtsvertreters der 'Zeit'. Die Unterredung war von dem Landsmann mit der Mitteilung einer niederschmetternden Familiennachricht eröffnet worden. Sodann empfing der mutlose, schwächliche und durch Entbehrung in seiner Willenskraft gelähmte Jüngling die Ankündigung möglicher gerichtlicher Schritte, deren Resultat für ihn unbedingt verhängnisvoll wäre. Den Schluß der Konferenz machte die Erklärung des Herrn Singer: »*Sie werden sehen, daß wir einer Hochherzigkeit fähig sind, die Sie bei uns nicht vermutet haben.*« Montag, den 9. März, wurden ihm von Herrn Dr. Harpner, dem sozialdemokratischen Anwalt der Bedrängten, zwei Briefe in die Feder diktiert, einer an mich und

einer an die 'Zeit'. Am 10. März konnte Herr Singer *mich* einer »böswilligen Farce« beschuldigen und erklären, was hinter ihr »in Wahrheit steckt, zeige das nachfolgende *Schreiben, das uns gestern zuging*« ...

*

Ausweis der in Nr. 131 eingeleiteten Kollekte: Der Herausgeber der 'Fackel' K 10.—, Dr. E. S. 2.—, Dr. F. M. 2.—, Dr. B. 1. —, Dr. R. 2. —, O. C. Recht 2. —, E. u. J. M. 20. —, G. W. 2.50, S. R. 2.—, »Journaille« 4.—, »'Zeit' ist Geld« 4.—, Lily 2.—, Nelly 2.—, Josef K. 5.—, Marianne 3.—, Richard II. 2.—, Rudolf K. 5.—, Socius 10.—, Hofrat v. E. 3.—, Marie T. 4.—, Percy 6.—, Criminalist 10.—, Erträgnis der Bahr—Stiftung (A. Breitner in Mattsee etc. vgl. Nr. 75 ¹ der 'Fackel') 4.10, Franz G. in Pilsen 4.—, C. S. in Mauer 5.—, Ein treuer Leser der 'Fackel' in Rudolfstadt 2.—, H. H. in Dornbach 5.—, F. W. in Berlin 3.52 (3 Mark), M. M. 2.—, »Ohne 'Zeit' bess're Zeit« 10.—, ein Ungenannter 10.—. Summa: K 149.12.

Ich habe mich nach jenem unerwarteten Zwischenfall und auf Grund der Erklärung des entlassenen Externisten der 'Zeit' für verpflichtet gehalten, den freundlichen Spendern, deren Namen und Adressen bekannt waren, ihre Beträge zurückzustellen. Freilich konnte ich mich inzwischen davon überzeugen, daß der Mann sich trotz der ihm von Herrn Singer in Aussicht gestellten Hochherzigkeit andauernd in Drangsal befindet, und ich stelle es den Lesern anheim, ob sie sich nach allem, was geschehen, durch eine dank einer energischen Sozialpolitik herbeigeführte und erhaltene Notlage noch bestimmen lassen wollen, einem armen und kränklichen jungen Menschen ihre Unterstützung zuzuwenden. Sie mögen glauben, daß er durch seine unverschuldete Not mehr als durch eine Notlüge gedemütigt ist. Für meine Person konnte ich auf die Rückgabe der Spende verzichten, den anderen Gebern mußte ich — ohne Rücksicht auf die mir erwachsenden Unbequemlichkeiten — die Beträge zurückstellen. An die anonymen Einsender aber richte ich das Ersuchen, über ihre Gelder zu verfügen, die ich entweder dem ursprünglichen Zwecke widmen oder an eine mir bekanntzugebende Adresse senden werde.



[Die Atmosphäre im Schwurgerichtssaal]

Die 'Neue Freie Presse' (8. März), hat die Zuschrift eines Richters, der über »die Atmosphäre im Schwurgerichtssaale« klagt, mit einer vielbedeutenden redaktionellen Anmerkung versehen. Und so las man denn:

»Geordnetes Verhandeln und Sichten des Stoffes erfordern unter solchen Umständen eine nervenaufreibende Tätigkeit (des Vorsitzenden), und auch die übrigen Mitglieder des Schwurgerichtshofs, Geschworne, Staatsanwalt und Verteidiger (*der geehrte Herr Einsender vergißt in dem Register die Journalisten. Anm. der Red.*) ermüden bei gespanntem Zuhören in solchem dunstigen Raume bis zur Erschöpfung«.

Aber seit wann, so könnte ein Jurist fragen, der den Prozeß nur aus den Prozeßgesetzen und nicht aus der Praxis kennt, sind denn die Journalisten, neben Richtern, Geschwornen, Staatsanwalt und Verteidiger, zur Mitwirkung im Prozeßverfahren berufen, und welche im Gesetz begründete Stellung sichert

ihnen im Schwurgerichtssaale eine Berücksichtigung, auf die nicht jeder beliebige Zuhörer Anspruch hätte? Die Frage ist berechtigt, aber jeder Kenner unserer Schwurgerichte müßte die Naivität des Fragestellers belächeln. Jeder Kenner unserer Schwurgerichte weiß, daß dort Vorsitzender und Votanten, Geschworne, Staatsanwalt und Verteidiger bloß Rollen spielen, einem verehrten Publikum und sich selbst den Schein einer Handlung vortäuschen; die Gerichtssaalreporter haben die wirkliche Prozeßleitung, die Abwägung der Zeugenaussagen, der Argumente für und wider, die Urteilsfällung, alle Macht im Prozeß an sich gerissen, sie sind die Dichter der Handlung, die uns Berufsschauspieler und Dilettanten des Rechts vorführen, und wissen, so sehr sich auch die Fäden verwirren, das Ende voraus, zu dem sie selbst alles leiten. Ehe noch die Anklage verlesen wird, haben die Zeitungen in Vorberichten die Chancen von Verurteilung oder Freispruch erwogen, in der Mittagspause nimmt der Geschworne sein Leibblatt zur Hand und prägt sich das Bild ein, das da von der Vormittagsverhandlung entworfen wird, und wenn am Schlusse einer mehrtägigen Verhandlung plaidiert und resümiert wird, hat die Presse längst die Arbeit der Materialsichtung besorgt und in allmorgendlichen und allabendlichen Resumés getan, wessen sich kein resümierender Vorsitzender, so viele Übergriffe auch von Vorsitzenden des Schwurgerichts begangen wurden, je erdreistete: sie hat mit unzweideutigen Worten das Urteil gesprochen, und Volkesstimme ist jedesmal Preßstimme. Nein, es ist nicht Anmaßung, wenn die Journalisten gleiches Recht wie die zur Rechtsfindung Berufenen im Schwurgerichtssaale fordern, es ist vielmehr kluge Bescheidenheit, daß die Reporter den Schein dulden, als hätten die Personen des Gerichts gleiche Macht wie die Presse. Und was die »Atmosphäre im Schwurgerichtssaal« anlangt, so ist es wieder nur pure Bescheidenheit, wenn sich die Gerichtssaalberichterstatter in den Chor der Wehklagenden mischen. Auch an der schlechten Luft sind sie nicht passiv, sondern *aktiv* beteiligt ...

* * *

Antisemitische Gasuhren

Es wurmt und wühlt in Dr. Schmocks fortschrittlicher Brust, wenn er sieht, wie dies arme Wien sich mit einer besseren als der liberalen Gaswirtschaft begnügen muß. Und da ihm, dem Accoucheur so vieler belustigender Gasblamagen der 'Neuen Freien Presse', kommunalfeindliche Gaspolitik nicht nur Beruf, sondern auch Vergnügen ist, so beschloß er neuerdings, einem oppositionellen Schreihals zum Licht des Lebens zu verhelfen. Gewitzigt durch frühere Niederlagen, wagt er keinen Vorstoß mehr auf Grund seiner eigenen Fachkenntnisse, sondern wirbt einen gutgesinnten »Fachmann«, der denn auch wirklich einen kapitalen Schreihals liefert, den der Geburtshelfer mit sinnstörenden Falschlesungen versieht und so am 3. März in jene Welt setzt, die im Morgenblatt der 'Neuen Freien Presse' die geistige Sonne Österreichs sieht ... Das Kerlchen schreit zur Freude des Börsenwöchners gottsjämmerlich: Betrug, Betrug durch die Gasuhren! Das Gas wird teurer, ist schon bis zu 150% teurer geworden! Und wer es nicht glaubt, hat hier den Beweis, den wissenschaftlichen Beweis, geführt vom Herrn Oberingenieur Karl Spitzer, der seinen Artikel »Das städtische Gas« so mutvoll und unvorsichtig mit vollem Namen zeichnet ... Ja, man höre! Spitzer's »physikalische Überlegung« gibt bekannt, daß die Engländer seinerzeit den Konsumenten durch Anwendung hohen Druckes mehr Gas in die Gasuhren eingepreßt haben, als die Kommune heute für dasselbe Geld liefert. Die Engländer haben uns förmlich

Geld in die Taschen gepreßt, während die jetzigen Gas— und Wahlrechtsräuber uns durch den geringen Gasdruck das Geld nur absaugen! ... So bewiesen durch Herrn Spitzer in der 'Neuen Freien Presse' auf der Grundlage des Mariotte'schen Gesetzes ... Die meisten Leser können sich zwar des Mariotte'schen Gesetzes nicht mehr entsinnen, aber sie greifen an ihre Taschen. Andere meinen, wenn Leute jetzt vorgeben, mehr zu zahlen als früher, so müßten die alten und die neuen Gasrechnungen irrtümlich verwechselt worden sein. Und endlich einige ganz verstockte Seelen argwöhnen sogar, die 'Neue Freie Presse' habe absichtlich eine neue Wiener Spezialität entdecken wollen: die »antisemitischen Gasuhren«, die den Juden jenes Gas—Plus aufrechnen, das die Christen unbezahlt verbrauchen ...

Da schoß am 8. März die 'Deutsche Zeitung' mit dem schweren Geschütz eines Leitartikels zurück, in dem Herr Dr. R. Mayreder — bloß Ingenieur — den Oberingenieur der 'Neuen Freien Presse' so respektlos abtut, daß das Mariotte'sche Gesetz in der falschen Anwendung Spitzer's künftig nur mehr als Spitzer'sches Gesetz in den Annalen der »Neuen Freien Physik« fortleben wird.

Das Ergötzlichste an der Komödie ist aber der Umstand, daß es des schweren Geschützes der 'Deutschen Zeitung' gar nicht bedurfte, da Schmock bereits vorher alles gutgemacht hat — allerdings ohne es selbst zu wissen. Er hatte nämlich schon am 6. März mit Befriedigung den »lebhaften Widerhall« aus der Bevölkerung und »eine lange Reihe von Zuschriften« verzeichnet, von welchen einige angeführt wurden. Schmock hatte dabei seine besondere Freude an der Zuschrift des Assistenten der Budweiser Gasanstalt, den er als Eideshelfer und »Fachmann« zitierte. Mit der Geste: Seht, welch' ein Assistent! gibt Schmock bekannt, daß der Mann zu denselben Schlußfolgerungen in Budweis gelangt sei, wie Spitzer in Wien, obgleich der Einsender — das Spitzer'sche Gesetz für falsch hält. Welche sind jedoch eigentlich die Schlußfolgerungen des Budweiser Helfers? Man lese: »Jeder praktisch tätige Gasfachmann weiß, daß ungenügend gefüllte Gasmesser *bedeutend weniger registrieren* und zeitweise, wenn der Wasserspiegel infolge rascher Verdunstung des Wassers noch weiter sinkt, *auch Gas durchlassen, ohne es anzuzeigen*« ... Ja, das ist vollkommen richtig, und da noch überdies jede Gasuhr mit normalem Wasserstand schon am nächsten Tage nach erfolgter Füllung mit Wasser weniger anzeigt, als sie anzeigen sollte, so hat die 'Neue Freie Presse' selbst konstatiert, daß *alle Konsumenten mehr Gas verbrauchen, als sie bezahlen* ... Dr. Schmock braucht sich daher nur mehr zu der folgenden Proklamation aufzuraffen: »Die Ausführungen der 'Deutschen Zeitung' im sonntäglichen Leitartikel sind ebenso schwer verständlich wie langweilig und völlig überflüssig, da wir schon 2 Tage früher durch unseren Budweiser Assistenten den Beweis erbracht haben, daß die Wiener Gasabnehmer durchschnittlich 10% weniger zahlen, als sie ordnungsmäßig zahlen sollten. Der 'Neuen Freien Presse' kommt somit das Verdienst zu, Licht in eine dunkle Ecke unserer kommunalen Mißwirtschaft geworfen zu haben. Auf daß aber unser von Salvator-medailenschmerzen freier Lokalpatriotismus von der 'Deutschen Zeitung' fürder nicht mehr verdächtigt werde, fordern wir alle Gasabnehmer, die zugleich Leser unseres Blattes sind, auf, jene dem kommunalen Gaswerk bisher widerrechtlich vorenthaltenen 10% pünktlich auf jede Rechnung aufzuzahlen, damit das Defizit dieses durch reaktionären Unverstand herabgekommenen Werkes durch die Macht des liberalen Gedankens endlich in einen Reingewinn verwandelt werde!«

Professor Victor Loos

Ich erhalte die folgende Zuschrift:

Alle Freunde der Armee wünschen, daß der Mißbrauch des den Offizieren verliehenen Rechtes der »Ehrennotwehr« mit voller Strenge geahndet werde. Und von der Strafe, die in solchem Falle den Offizier trifft, müßte stets die Öffentlichkeit Kenntnis erhalten. Aufreizend wirkt der Glaube, daß der Offizier, der neulich am Fiaker—Standplatz in der Schwindgasse einen Kutscher niedersäbelte, weil dieser ihm ein grobes Wort zugerufen hatte, solches wirklich tun durfte. Aber das Gezeter über die Ungeheuerlichkeit eines Kastenvorrechts wird verstummen, wenn man erfährt, daß der beleidigte Offizier nur, wo keine andere Remedur möglich ist, zur Waffe greifen darf. Der gesunde Menschenverstand sagt, daß der Oberleutnant von der Schwindgasse bloß nach der Nummer des Fiakers zu fragen und höchstens den Namen des Kutschers durch einen herbeigeholten Wachmann feststellen zu lassen brauchte, und daß durch eine gerichtliche Verurteilung des Kutschers der Offiziersehre genug geschehen wäre. Die Vorschrift über die Ehrennotwehr sagt nichts anderes, und unsinnig ist die Meinung, als wäre für den Offizier das gerichtliche Ehrenbeleidigungsverfahren ausgeschaltet und als gäbe es für ihn bloß zwei Möglichkeiten: den ebenbürtigen Beleidiger zum Duell zu fordern und den unebenbürtigen niederzuschlagen. Bestünde ein solches Mißverständnis in Offizierskreisen, so müßten es die Höheren gründlich ausrotten; Standesvorrechte lassen sich nur durch die energische Bekämpfung ihres Mißbrauchs erhalten. In bürgerlichen Kreisen aber sollte man sich sagen, daß das Recht der Ehrennotwehr um so weniger mißbraucht werden wird, je ausreichender die Genugtuung ist, die der beleidigte Offizier vor dem bürgerlichen Richter zu erwarten hat. Das Zivil—Strafrecht kennt Orte, an denen besonderer Anstand erforderlich ist; die *Rechtsprechung* wenigstens, wenn schon das Gesetz einer so logischen Bestimmung entbehrt, müßte anerkennen, daß es auch Personen gibt, denen gegenüber der besondere Anstand verlangt werden kann, und daß zu diesen Personen, weil und solange wir in einem Militärstaat leben, sicherlich die Offiziere zählen. Der Offizierscharakter des Beleidigten müßte beim Strafausmaß für den Beleidiger immer als erschwerender Umstand berücksichtigt werden. Geschieht das auch wirklich?... Selbst wenn es nicht geschähe, wäre natürlich die Entrüstung über Vorfälle wie jenen in der Schwindgasse durchaus berechtigt.

X

Der Freisinn beherrscht seine eigene Geschichte nicht. Er fühlt sich noch verpflichtet, aufzubrausen, wenn das Wort »Lex Heinze« genannt wird, aber er hat die Bedeutung des Anlasses, der seit der Affäre Dreyfus sein stärkstes Emouvment schuf, vergessen. Hat da neulich in Wien ein einfältiger Polizeiagent einen Trödler wegen »Unsittlichkeit« angezeigt, weil er in

seiner Auslage ein drei nackte Göttinnen zeigendes Bild ausgestellt hatte. Anstatt dergleichen Behelligungen der Justiz a limine abzuwehren, setzen angeblich überbürdete ¹ Wiener Richter eine »Verhandlung« an, »vertagen« sie und erkennen dann erst im Namen Seiner Majestät des Kaisers zu Recht, daß wir andere Sorgen haben, als uns um das bedrohte Schamgefühl einiger Bezirkshuber zu kümmern. Aber da ist auch schon der Freisinn zur Stelle. Tölpelhaft, wie immer. Die 'Wiener Morgenzeitung' (8. März) schreibt unter dem Titel »Lex Heinze in Wien?« über die Affäre, beschwört die maßgebenden Faktoren, »die Kunst ungeschoren zu lassen«, und mahnt hohnvoll an die Zeiten, da in Deutschland »der wackere Zentrumsmann Roeren und sein Kollege Heinze durch ihre Anträge zur Hebung der Sittlichkeit auf lange Zeit hinaus die Witzblätter mit Stoff versorgten«. »Man sollte meinen«, setzt sie hinzu, »der gesunde Menschenverstand sollte über *derartige Hypermoralisten* einfach zur Tagesordnung übergehen.« Also — der Freisinn beherrscht seine eigene Geschichte nicht. Herr Heinze war nämlich gar kein Hypermoralist. Er war vielmehr ein Zuhälter. Er war auch kein Kollege des Zentrumsabgeordneten Roeren. Und der im deutschen Reichstag eingebrachte Antrag — die lex Heinze — hatte seinen Namen von dem aufsehenerregenden Zuhälterprozeß, in dem eben jener Herr Heinze eine Rolle spielte.

* * *

Der Gewohnheitsdieb

Datum:	gestohlen:	aus:
„Neues Wiener Journal“, 5. März, Seite 5.	»Cavalier und Kellner«, Artikel über den amerikanischen Wirtsgeschäftsbetrieb von H. Btt. (Ohne Angabe der Quelle und des Autors.)	„Küche und Keller“ Centralorgan für das Hôtel- und Gastwirtsgewerbe, Hamburg, . 1. März, S. 6. (Trägt den Vermerk: »Nachdruck unserer Original-Artikel, auch im Auszuge oder mit Quellenangabe, ist verboten und wird gerichtlich verfolgt.«)
„Neues Wiener Journal“, 8. März, S. 5 u. 6.	»Der Aberglaube Napoleons I.«, Essay von Julius von Pflugk-Harttung. (Ohne Angabe der Quelle und des Autors.)	Beilage zur „Allgemeinen Zeitung“ München, 6. März, S. 417—419. (Trägt den Vermerk: »Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.«)

1 Schlimm! Die armen Richter! Heute ist es in Deutschland genauso. Hat denn keiner ein Herz für diese armen Justizsklaven? Na ja, die Unabhängigkeit hat offenbar ihren Preis. Zu allem Übel werden die Gerichte dann noch vom Bundesverfassungsgericht ermahnt, sich in Zukunft mehr **an die Gesetze zu halten**. (Urteil zum Thema "Absprache der Verfahrensbeteiligten in einem Strafprozess" vom 19.03.2013)

Anmeldungen für diesen Diebs—Anzeiger werden jederzeit entgegengenommen.

* * *

[Hugo Wolf und Max Schlesinger]

»Hugo Wolf war Redaktionskollege des Maxl Schlesinger« — als übertriebender Humorist durfte ich mir neulich diese schmerzliche Antithese erlauben. Zwar war er's wirklich; wer aber hätte je geahnt, daß der feinste Liederkomponist, den einst Hunger in die Redaktion des 'Salonblatt' trieb, noch einmal eine Verbindung mit dem unfeinsten Ballreporter werde eingehen müssen? Aber oh Österreich: »Das Unbeschreibliche — Hier ist es getan!« Ich glaubte zu scherzen, und Maxl betrauert wirklich einen *Kollegen*. Er war aussersehen, den Nekrolog zu schreiben. »Er hatte Gelegenheit, die scharf ausgeprägte Individualität des jungen Künstlers beobachten zu können.« Im Gegensatz zum *Korrektor* des 'Salonblatt', der bekanntlich in der 'Neuen Freien Presse' das Wort ergriff, hat der Ballreporter des 'Salonblatt' *nicht* geahnt, daß Wolf einst »in die Nacht des Wahnsinns stürzen« werde. Nun widmet er (Nr. vom 28. Februar) »ein wehmutsvolles Wort des Abschieds dem einstmaligen Mitarbeiter des 'Wiener Salonblatt', dessen Name in den Annalen der Musikgeschichte einen ersten Platz einzunehmen berufen war.« Aber gleich geht er zu einem »lebendigen, gottseidank sehr lebendigen Musiker« über, der neulich sein »Jahres—Konzert« hatte, »welches zum Saisonende die lückenlose *Grünfeld—Gemeinde* im großen Musikvereinssaal vereinigt«. Das ist wahr. Sie, die sonst über die ganze Welt zerstreut sind, im Musikvereinssaal sind sie vereinigt, wenn Alfred Grünfeld ein Konzert gibt ... Das Lob Grünfeld's »liegt« Herrn Maxl besser als die Klage um Wolf. »Alfred Grünfeld ist nun einmal den Wienern ans Herz gewachsen«, versichert er. Hugo Wolf hat als *Musikkritiker des 'Salonblatt'* denselben Gedanken schon in den Achtziger Jahren ähnlich ausgedrückt. Er schrieb: »*Alfred Grünfeld loben, hieße Eulen nach Tarnopol tragen.*«

* * *

Dialoge

Vertreter der 'Zeit': »Aber Herr Professor werden doch nicht wirklich schon nach dem ersten Quartal das Abonnement aufgeben?« Universitätsprofessor: »Ich habe genug.« Vertreter: »Ja, aber warum denn? Das ist ja schrecklich!« Professor: »Ich glaube nicht verpflichtet zu sein, Ihnen einen Grund anzugeben.« Vertreter. »Aber möchten Sie's nicht doch noch einmal versuchen? Nur dieses Quartal noch! Sie werden schon sehen. Die 'Zeit' wird sich gewiß bessern! Bitte, versuchen Sie's!« Professor: »Nein, ich bedaure, nicht weiter abonnieren zu können.« Vertreter: »Vielleicht geht's doch!« Professor: »Ich wiederhole: es geht nicht!« Vertreter: »Was liegt Ihnen an einem Quartal?« Professor: »Was liegt Ihnen an einem Abonnenten?« Vertreter: »*Ein* Abonnent! Ja, Herr Professor, wenn's nur der eine wäre: Aber — (losbrechend:) der Abfall nach dem ersten Quartal ist ein *furchtbarer!*«

*

1895. In der Musikalienhandlung Gutmann. Musiker (eintretend): »Ich bitte um die Moericke—Lieder von Hugo Wolf.« Händler (kopfschüttelnd): »Wolf? Wolf?? Da muß ich nachschauen lassen« ... Musiker (nach einer Stunde, in der vergebens gesucht wurde): »Was ? Gibt's nicht? Na, die sollten Sie aber doch vorrätig haben!« Händler (verächtlich): »Für wen? Für Sie?...«

*

Szene, die sich neulich wieder in einer großen Wiener Buchhandlung abgespielt hat: »Bitte, ich möchte, den 'Don Quixote' von Ludwig Bauer.« »Ich werde nachsehen ... (Nach einer Stunde, in der vergebens gesucht wurde:) Vorrätig ist leider *bloß* der von Cervantes!«

*

Feinerer Frisiersalon. »Mein Kompliment, Herr Redakteur!« Redakteur (der soeben gratis rasiert wurde und kein Trinkgeld gegeben hat). »Sie, haben Sie nicht zufällig eine Korrespondenzkarte? Ich *zahl'* sie!«

* * *

[Die beruhigten Graslitzer]

Liebe Fackel!

»Graslitz, 7. März. Gestern abends um 7 $\frac{3}{4}$ Uhr wurde ein ziemlich starker Erdstoß bemerkt. Heute um 6 und um 7 Uhr früh wurden gleichfalls Erdstöße wahrgenommen. *Zur Beruhigung der Bevölkerung ist ein Geologe hier eingetroffen.*«

So zu lesen im Abendblatt der 'Neuen Freien Presse' vom 7. März. Ja, wenn bei dem Ausbruch des Mont Pelé Geologen zur Stelle gewesen wären! Wie viel Unglück hätte sich verhüten lassen!

ANTWORTEN DES HERAUSGEBERS

[Die Pflicht des Staatsbürgers]

Criminalist. Ein Majestätsbeleidigungsprozeß. Verteidiger Dr. Fochler zum Zeugen: »Welchen Grund hatten Sie zu dieser DENUNZIATION?« STAATSANWALT POLLAK (wütend): »Ich bitte einen Gerichtsbeschluß darüber einzuholen, ob dem Herrn Verteidiger wegen dieser Äußerung ein Verweis zu erteilen sei. ES IST DIE SELBSTVERSTÄNDLICHE PFLICHT JEDES STAATSBÜRGERS, BEI SOLCHEM ANLASS NICHT NUR ABHILFE ZU SCHAFFEN, SONDERN AUCH DIE ANZEIGE ZU ERSTATTEN.« — Herr Pollak irrt. Hier kann höchstens von einem RECHT des Staatsbürgers die Rede sein, dessen Ausübung ihm indes von Ethikern in der Regel verübelt wird. Herr Pollak irrt. Aber es irrt der Mensch, solange er STREBT ... Und ein Staatsanwalt ist schließlich auch nur ein Mensch.

[Gegen den Adel]

Verblüffter Leser der 'Neuen Freien Presse'. Herrn Otto Fuchs—Talab's törichtes Tendenzstück »Edelfäule«, in welchem der Adel aus dem Gesichtswinkel der Kleinen Schiffgasse betrachtet wird, ist von der liberalen Presse mit Rücksicht auf die früheren Verdienste, die sich der Autor als Logenbruder und Sekretär des »Lloyd« erworben hat, teils enthusiastisch, teils glimpflich behandelt worden. Rätselhaft war nur, wie die folgende Bemerkung sich in das Referat der 'Neuen Freien Presse' einschleichen konnte: »Otto Fuchs—Talab kämpft wider den Adel, und da wirft sich von selbst die Frage auf: IST DER ADEL WIRKLICH NOCH EINE GEFAHR ODER NICHT VIELMEHR EIN SELBST GEFÄHRDETER, hat der Adel wirklich noch jene immense Macht, die ihn des Angriffs wert erscheinen läßt, oder hat er seine Kraft, seinen Einfluß, SEINE SCHÄDIGUNGSMÖGLICHKEITEN nicht längst zum großen Teile eingebüßt und AN GANZ ANDERE SCHICHTEN ABGEGEBEN?« Man traut seinen Augen nicht! Die 'Neue Freie Presse'!

Habitué. Von allen Tagesblättern hat die Novität der Herren KAVAUULT und BURAIN, den im Deutschen Volkstheater aufgeführten Schwank »Diskretion«, am lautesten die 'Wiener Morgenzeitung' gepriesen. Da lasen wir, wiewohl die hellhörigsten Theatergalopins eine flauere Aufnahme konstatierten, von einem »großen Heiterkeitserfolg«; das Publikum habe »den ersten und dritten Akt hindurch nahezu ununterbrochen gelacht«, »ein drolliger Einfall« sei »fast über den andern gestolpert«; und zum Schluß wird der ungläubige Leser noch an die »Kette komischer Verwicklungen« gelegt. Warum just die 'Wiener Morgenzeitung' scherzhaft für die beiden Franzosen eintrat? Nun, eine Theatersage geht, daß Herr Kavault seit Jahren unter dem Pseudonym »Alexander Engel« für das Blatt Rezensionen und Feuilletons schreibt. Der Franzose Burain soll sich gleichfalls in Wien schon akklimatisiert haben; die einen behaupten, daß er unter dem Namen »J. Horst«, die anderen, daß er unter dem Namen »Gans v. Ludassy« unter uns wirke. Es muß ein richtiger Franzose sein; denn er kann, wiewohl er schon seit Jahren in Wien lebt, noch immer nicht gut Deutsch. Für die Version »Ludassy« spricht außer diesem Merkmal noch ein anderer gewichtiger Umstand: Der Träger dieses Namens saß bei der Premiere im Parkett des Deutschen Volkstheaters und störte durch lebhaftes Applaudieren den Mißerfolg des Abends ... Mit Unrecht hat man über die bodenständigen Franzosen gespottet. Nicht daß die »Pariser Wurst« aus Wien stammt, bereitet uns die herbste Enttäuschung. Wir remonstrieren erst, wenn wir spüren, daß sie aus Pferdefleisch bereitet ward.

[Von Böcklin's »Judith«]

Maler. Gleich dem »zweitausendsten Hirsch des Thronfolgers« hat die ergötzliche Irrung des Herrn Servaes, der vor einer Böcklin'schen »Judith« den Kopf des Holofernes verlor, die Runde durch die ganze reichsdeutsche und schweizerische Presse gemacht. Drollig war, daß schließlich auf der weiten Reise — in beiden Fällen — die Quelle verloren ging und der 'Berner Bund', der die Servaes—Notiz den 'Basler Nachrichten' zu entnehmen glaubte, sich später eigens korrigierte und ausdrücklich als die Quelle die — 'Basler Zeitung' angab. Nicht jedes Blättchen hält so rein. Auch die 'Basler Zeitung' hat den gestohlenen Wertgegenstand gewiß ihrerseits ahnungslos angekauft, und der Dieb mag irgendwo in Deutschland stecken. Das ist die Praxis modernen Zeitungswesens: einer gibt sich die Mühe zu stehlen, und die andere sind so ehrlich, IHN als Autor zu nennen. Der 'Berner Bund' war übrigens wirklich gewissenhaft. Er stellte auf eigene Faust Nachforschungen an und schrieb:

»Uns selbst ist eine 'Judith' von Böcklin nicht bekannt. Und auch Prof. Dr. Adolf Frey in Zürich, der an einer Böcklinbiographie arbeitet und an den wir uns um Auskunft wandten, sprach uns brieflich mit aller Bestimmtheit nur das eine aus, daß Böcklin ganz gewiß nicht die biblische Judith gemalt habe und wohl auch nicht die Judith aus Gottfried Kellers 'Grünem Heinrich'. In der Novelle vom Landvogt von Greifensee, WELCHE IN DER NOTIZ DER 'BASLER ZEITUNG' GENANNT WAR, kommt keine Judith vor, wohl aber eine Wendelgard, die auf einem Präsentierbrett Liköre hereinträgt, wobei die Vormittagssonne liebliche Spiele in den geschliffenen Gläsern anstellt. Es wäre ja nun möglich, daß Böcklin diese Gestalt vorgezeichnet und daß irgendjemand das Bild dann willkürlich 'Judith' genannt hätte. Denn, wie Adolf Frey uns schreibt und Böcklin auch selbst mündlich uns seinerzeit versicherte: 'Böcklins Bilder haben gewöhnlich andere Leute getauft als ihr Schöpfer'.«

»Unter allen Umständen«, meint J. V. Widmann, Herausgeber des 'Ber-
ner Bund' und Mitarbeiter der 'Neuen Freien Presse', »bleibt es eine Ge-
schmacklosigkeit ohnegleichen, daß der Kunstschriftsteller Franz Servaes die
ungeheuerliche Unappetitlichkeit sich einzureden vermochte, Böcklin habe,
indem er eine Judith malen wollte, sie dargestellt, wie sie das Blut des Holo-
fernes hereintrage: in einer Flasche abgezogen wie Wein und mit Gläsern!«

[Hermann Bahr über Hugo Wolf]

Musiker. Einen Leidenden anzugreifen, ist peinlich. Darum sollte sich
Herr Bahr während seiner Krankheit jedes Feuilletons enthalten. Bisher
glaubte ich, der Arzt habe ihm bloß erlaubt, über Trebitsch zu schreiben. Da
erschieden aber plötzlich »Erinnerungen an Hugo Wolf« ('Neues Wiener Tag-
blatt' 5. März,). Neun Spalten weiß Herr Bahr mit Schilderungen aus seinem
Verkehr mit Hugo Wolf zu füllen. Ein Bruder Wolf's versichert mir, daß über
Hugo's Lippen nie der Name »Bahr« gekommen ist. Wie aber hat Herr Bahr
mit dem Tondichter verkehrt? Auf seine Weise. »VON MIR GEREIZT, der ich ihm
BEHAGLICH, wie man so zu sagen pflegt, DAS HÖLZEL ZU WERFEN VERSTAND, konnte er
Stunden lang ... förmlich rasen«. Dieses unverhüllte BEKENNTNIS einer seltenen
Gemütsroheit mag fast mit dem Einfall versöhnen, einen eben verstorbenen
Meister seiner Kunst in neun Spalten ausschließlich als einen unausstehlichen
Narren zu schildern.

[Röntgen—Augen]

Chronist. Ein Reklame—Advokat — der in Nr. 131 ¹ behandelte — saß
kürzlich jenem Porträtisten des 'Neuen Wiener Journal', der uns ein so anzie-
hendes Konterfei des Dichters Philipp von Haas geliefert hatte. Das Interview
schloß mit den Worten: »Was er als Anwalt vermochte, das hat ein Großer
klassifiziert: Er (der Reklame—Advokat) HAT RÖNTGEN—AUGEN, SAGTE MEYNERT«. Es
ist eine recht billigenwerte Vorsicht, das Lob eines Wiener Barreau—Man-
nes einem TOTEN Denker in den Mund zu legen. Aber ungeschickt war es, daß
der Reporter gerade auf Meynert verfiel; denn der war auch schon tot, als
Röntgen seine Arbeit über die Kathodenstrahlen publizierte, und deshalb
kann er, den übrigens auch sein Geschmack vor so falschem Bild und so
falschem Lob bewahrt hätte, von »Röntgen—Augen« nicht gesprochen haben.
Das Wort muß also wohl von dem Reklame—Advokaten selbst geprägt sein ...
Den Reklame—Schreibern aber wäre mehr Gedächtnis und weniger Phantasie
zu wünschen. Sonst lesen wir nächstens, Kaiser Josef habe von Charles Wein-
berger gesagt: er hat Edison—Ohren.

[Einem Philantropen]

Philanthrop. Lesen Sie die soeben erschienene Broschüre »EIN HILFERUF
FÜR UNSERE ARMEN KRANKEN (Streiflichter auf die Krankenpflege in Österreich)
VON HENRIETTE WEISS Verlag M. Perles. Wie eine vortreffliche Frau da jahrelan-
ge Bestrebungen schildert und die Enttäuschung, die sie schließlich erlebt
hat, — ein solcher Idealismus müßte einen rühren, wenn man es nicht vor-
zieht, seine Naivität zu belächeln. Alle Behörden sind für den Plan begeistert,
eine große Pflegerinnenschule ins Leben zu rufen, angesehene Damen melden
sich zur Mitwirkung; natürlich wird aus der Sache nichts. Da erinnert sich
Frau Henriette Weiß — sie muß oft liberale Zeitungen gelesen haben — an
den berühmten Wohltätigkeitssinn der Wiener israelitischen Kultusgemeinde:
Hat diese doch im Jahre 1898 — es war in jenem August, in dem die Erntebe-
richte meldeten, daß alles in Österreich ordensreif sei — den Beschluß gefaßt,
als Kaiserjubiläumstiftung eine Pflegerinnenschule zu gründen. Im Roth-
schildspital könnten die Schülerinnen ausgebildet werden. Frau Weiß sichert
sich die Mitwirkung der »Providentia« (Frauen—Wohltätigkeitsverein zur Un-

terstützung armer Wöchnerinnen und kranker Frauen), die 20.000 Kronen zur Verfügung stellt, ein Anonymus übergibt ihr weitere 20.000 Kronen, durch Sammlungen bringt sie dritte 20.000 Kronen und jährliche Beiträge von 2800 Kronen auf: nun wendet sie sich an die Kultusgemeinde, damit endlich nach fünf Jahren die Stiftung auch wirklich ins Leben trete. Die Kultusgemeinde beginnt, während die unermüdliche Frau geeignete Zöglinge für die künftige Schule um sich sammelt, mit der »Providentia« zu verhandeln. Und schließlich scheitert das Ganze; die Kultusgemeinde will nicht. Aber Frau Henriette Weiß tut Unrecht, sie anzuklagen. Der Gedanke, daß die Händler vom Franz—Josefs—Quai und Schottenring sozialhygienische Probleme lösen sollen, war verfehlt. Und wer will es der israelitischen Kultusgemeinde verargen, wenn sie fünf Jahre, nachdem sie die Gründung einer Pflegerinnenschule beschlossen, zur Einsicht kam, daß gegen die böse Zeitkrankheit Antisemitismus auch gelernte Pflegerinnen nichts helfen?

[Westeuropäisches]

Westeuropäer. 'Zeit', 7. März: »AN EINER Studentenvorstellung darf man herabgeminderte künstlerische Ansprüche stellen«. Sehr richtig!

Herausgeber und verantwortlicher Redacteur: Karl Kraus.
Druck von Iahoda & Siegel. Wien, III. Hintere Zollamtstraße 3